

KINDHEITS-
GESCHICHTEN:
KINDHEIT IN
VORARLBERG
MAL 38

Christine Flatz-Posch



Toni Eberle feiert seinen
siebten Geburtstag.

CHRISTINE FLATZ-POSCH

KINDHEIT IN VORARLBERG MAL 38

„Die Erinnerung ist wie ein Hund, der sich hinlegt, wo er will.“ (Cees Nooteboom)
Erinnern heißt auch, das auszusortieren und zu gewichten, was es wert ist, um aus der Fülle der Bilder an die Oberfläche zu treten. In den nachfolgenden „Kindheitsgeschichten“ erzählen 38 Persönlichkeiten von ihrer Kindheit in Vorarlberg. Sie schildern Schlüsselmomente und Trennlinien, aber auch – und nicht selten vor allem anderen – die „Banalität des Alltäglichen“, in der sich Glück und Schmerz offenbaren.

Die Texte wurden auf Basis persönlicher Interviews verfasst¹ oder von den eingeladenen Persönlichkeiten selbst geschrieben. Zehn allgemeine Fragen² bildeten eine Orientierungshilfe, manche der AutorInnen wählten jedoch einen ganz anderen Zugang. Entstanden ist eine Sammlung von Erinnerungen, die uns in unterschiedlichste Kinderwelten ab den 1940er Jahren versetzt. Menschen der gleichen Generation haben völlig andere Kindheiten erlebt, und einzelne Erzählungen muten an, aus einer längst vergangenen Epoche zu stammen, obwohl erst wenige Jahrzehnte verstrichen sind.

Ich danke allen, die unsere Einladung zur autobiografischen Spurensuche angenommen haben, die uns mit ihrer Rückschau berühren und Mut machen, alles daran zu setzen, dass Kinder unter guten Bedingungen aufwachsen können.

¹ Die Texte folgender Personen basieren auf persönlichen Gesprächen: Bernhard Amann, Theo Fritsche, Stefan Grabher, Divna Kasap, Manfred Koretic, Sonja Lang, Othmar Sahler, Fatima Spar, Kurt Winkler

² Den Fragenkatalog finden Sie auf Seite 138.



ROCK'N'ROLL



Reinhold Bilgeri, geboren 1950, ist Professor für Philosophie, Deutsch und Geografie, Singer, Songwriter, Schriftsteller, Drehbuchautor, Filmregisseur und Produzent. Seinen ersten großen musikalischen Erfolg landete er mit dem Lied „Oho Vorarlberg“ gemeinsam mit Michael Köhlmeier Anfang der 70er Jahre. Mit 20 Charthits schrieb Reinhold Bilgeri vor allem in den 80er bis Mitte der 90er Jahre Popgeschichte. 2005 erschien sein erster Roman „Der Atem des Himmels“, der von ihm selbst fürs Kino verfilmt und produziert wurde (Buch, Regie, Produktion, Music Supervisor). Reinhold Bilgeri lebt mit seiner Frau Beatrix Kopf-Bilgeri und Tochter Laura, die 1995 geboren wurde, in Kalifornien.

In welchem Milieu sind Sie aufgewachsen, wie sah Ihre Familie aus? :::::

Ich bin ein Nachkriegskind aus Hohenems, kann mich noch an französische bzw. marokkanische Soldaten erinnern, die in Militärlastern über die Kaiser-Franz-Josefstraße flitzten. Mein Vater, der 1944 aus der Wehrmacht desertiert war, erlebte das Kriegsende in Israel und Ägypten in englischer Gefangenschaft. Vier Jahre vor meiner Geburt war er wieder heimgekehrt. Die Nazis hatten für Familien von Deserteuren nichts übrig, sämtliche „Begünstigungen“ waren also gestrichen worden, meine Mutter musste sich mit ihren vier Kindern so schlecht und recht durchschlagen. Mein Bruder starb in jenen Tagen an Diphtherie. Als ich 1950 zur Welt kam, hausten wir in einem kleinen geschindelten Häuschen, eingekrallt von Efeuranken, in der Bergmannstraße. Wir hatten nicht viel, waren eigentlich arm, wie die meisten, aber ich assoziiere fast nur glückliche Gefühle, wenn ich an meine Kindheit denke. Wir waren ab 1955 wieder eine große Familie, sechs Kinder, Mama, Papa, Oma – die Franzosen weg und Österreich frei von Besatzern.

Was bedeutete für Sie als Kind „Glück“? :::::

Zwei Dinge: Abenteuer erleben, draußen in der Welt – (ich bin schon als Dreijähriger mit dem Dreirädle Richtung Bahnhof abgedüst, bis mich der Dorfgendarm gestellt hat ...) und gleichzeitig die Gewissheit zu haben, jederzeit in ein heimeliges Nest zurück zu dürfen, das Mama wie eine Glucke versorgte.

Gibt es ein Kindheits-erlebnis, eine Freundschaft/Beziehung, das/die besonders prägend war? :::::

An eine traurige Geschichte erinnere ich mich noch sehr genau: ein brütendheißer Julitag kurz vor Schulschluss, wir Erstklässler hatten einen herrlichen Badetag im alten Rhein erlebt und wollten, nach einem hitzigen Fußballspiel, noch ein letztes Mal ins Wasser. Mein Sitznachbar Bertram Drexel sprang jubelnd ins kühle Grün und tauchte nicht mehr auf. Herzversagen. Ein sechsjähriger Bub! Meine erste Erfahrung mit dem Tod. Ich werde seine blauen Lippen nicht vergessen.

Besonders prägend war sicher meine Freundschaft mit Michael Köhlmeier. Wir sind als Nachbarskinder aufgewachsen und erlebten eigentlich die wichtigsten Jahre wie ein eingeschweißtes Brüderpaar. Die meiste Zeit verbrachten wir draußen, in den Wäldern, der Hirschrüthi, am Schloßberg, im Ried oder im Emser Baggerloch, haben unsere Parallelwelten gezimmert, in denen wir heute noch zu Hause sind ...

**Woran erinnern
Sie sich nicht
gerne? Was hat
Angst gemacht,
eingengt?** ::::

Wie gesagt, kaum dunkle Schatten – ja, Angst vor Enge war eigentlich die einzige Angst, die ich hatte, ich war scheint's ein bisschen wild und schwer zu bändigen, angeeckt hab' ich überall, bis aufs Bundesheer bin ich aus sämtlichen Institutionen geflogen, Pfadfinder, Ministranten, Jungchar usw. – deshalb wurde ich dann auch mit zehn in ein Feldkircher Internat gesteckt ... was meine Energien nur noch verdoppelt hat. Auch diese Episode endete mit Rauswurf. Rock'n'Roll!

**Was haben Sie
als Vater anders
gemacht als ihre Eltern,
was haben Sie
weitergegeben?** ::::

Ich hatte von Anfang an von einem Künstlerleben geträumt, Musiker, Schriftsteller, Filmemacher ... freischaffend, unabhängig sein, ich wollte Theaterwissenschaften studieren. Ein Horror für meine Eltern, also absolvierte ich, um die Situation zu kalmieren, brav ein Lehramtsstudium, wurde Professor am Gymnasium Feldkirch und bereitete gleichzeitig, heimlich, den Sprung ins „wahre Leben“ vor. Hat sich bezahlt gemacht, am Ende waren alle zufrieden.

**Reinhold Bilgeri
(2. v. r.) im
Sommer 1959
mit Mutter und
Geschwistern** ::::



Für meine Tochter Laura, die sowohl meinen Freiheitsdrang als auch die künstlerische Ader geerbt hat, wollte ich früh genug die richtigen Weichen stellen und sie von Anfang an bei der Umsetzung ihrer Träume unterstützen. Sie sollte das tun, was sie am besten kann und am liebsten macht – die Grundvoraussetzung für ein zufriedenes Leben. Seit sie zwölf war, hatte sie glasklare Vorstellungen von ihrer Zukunft – sie wollte Schauspielerin werden, ein abenteuerliches Leben führen und ihr Glück in Amerika versuchen, am besten im Zentrum der Filmindustrie, in Hollywood. Genau dort leben wir heute und freuen uns auf das Kommende ...

DIE KONSEQUENZ ... WAS BLEIBT IST DIE ERINNERUNG ...



FLATZ (Wolfgang), geboren 1952 in Dornbirn, lebt und arbeitet in München. Nach Mittlerer Reife Ausbildung zum Gold- und Silberschmied, Meisterprüfung mit Auszeichnung, Studium Metalldesign in Graz. 1974 erste Aktionen im öffentlichen Raum, bei der zweiten wurde er verhaftet, bei der dritten in die „Valduna“ eingewiesen. Im selben Jahr Emigration nach Deutschland, Studium der Malerei an der Akademie und Kunstgeschichte an der Universität München, Professur in Linz, 1989 als erster Westkünstler Ausstellung in Leningrad, anschließend Gastprofessuren in Leningrad, Moskau und Tiflis. 2009 Eröffnung des FLATZ Museum in Dornbirn. FLATZ ist Vater eines Sohnes, der in England lebt und zu dem er eine innige Beziehung pflegt.

Als in den 50er Jahren Geborener kriegt man die Kriegslasten der Eltern in seinen Rucksack gepackt, ob man will oder nicht und weiß nicht, was es zu bedeuten hat.

Für die sozialen Verhältnisse, in die man geboren wird, kann man nichts. Oder doch? Wenn etwas dran ist, dass man sich seine Eltern selbst aussucht.

Die 50er Jahre waren die Zeit der Hoffnung, des Aufbaus und der Zuversicht. Als Kind hat man keine Ahnung davon. Meine Kindheit war geprägt von Disziplin, Unterordnung und der Angst vor dem allzu strengen Vater. Es waren nicht die glücklichsten Jahre meines Lebens. Dennoch haben sie meine Zukunft zur Gänze vorbestimmt und mir in Folge ein großes Leben ermöglicht. Die Härte und der bedingungslose Gehorsam meiner Erziehung waren der Ausgangspunkt, mich vollkommen davon zu lösen, auszubrechen und ein selbstbestimmtes Leben zu suchen und zu führen.

Ich wurde Künstler.

Mein Vater, auch er ein Kind seiner Zeit :::::

Mein Vater, ein rechtschaffener, gerechter, aber sehr konsequenter Mann, selbst ein Kind seiner Zeit, ich möchte seine Kindheit, die von Lüge, Verleugnung und Verdrängung gezeichnet war, nicht erlebt haben, hat sein Bestes gegeben, um seine Kinder, drei an der Zahl, innerhalb seiner ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, seines Horizontes und seiner Prägung auf das Leben vorzubereiten. Ich würde sagen, es ist ihm geglückt. Danke Papa.

Eingestanzt wie ein Brandzeichen :::::

Ein Ereignis früher Kindheit hat sich in mein Gedächtnis eingestanzt wie ein Brandzeichen, das einem Rind mit glühendem Eisen ins Fleisch gebrannt wird.

Nach der Schule mussten meine beiden Schwestern und ich oft in den nahegelegenen Wald, um Heidelbeeren zu pflücken, die meine Mutter, eine warmherzige Frau, dann zu Marmelade eingekocht hat. Wenn wir Glück hatten und fleißig die zwei Liter Blechmilchkanne gefüllt haben, erhielten wir zur Belohnung einen Schilling, den wir sparen mussten. Bei einer solchen Gelegenheit, nach getaner Arbeit und gefüllter Milchkanne, standen meine Schwestern und ich vor dem einzigen Dorfladen und blickten sehnsuchtsvoll ins Schaufenster. Der verdiente Schilling, den ich nicht in die Sparbüchse warf, sondern in meiner Hand hielt, entglitt mir und fiel in den Kellerrost, der sich vor dem Schaufenster befand.

Sündenfall mit
Mohrenköpfen

Verzweifelt versuchte ich den Rost aufzuhebeln, um wieder an den Schilling zu kommen, was mir nicht gelang. Der Ladeninhaber im weißen Arbeitsmantel, dem meine Bemühungen nicht entgangen waren, kam raus, holte den Schilling aus dem Schacht, baute sich vor mir auf, rollte den Schilling in seinen Fingern, hielt ihn mir vors Gesicht und fragte, was ich dafür wolle. Ich traute mich nicht zu sagen, dass ich ihn sparen müsse und kaufte drei Mohrenköpfe. Je einen gab ich meinen Schwestern mit der Bitte, es Zuhause nicht zu petzen. Den Dritten verputze ich selbst. Das erste, was meine kleine Schwester meiner Mutter daheim sagte, war: „Der Wolfgang hat den Schilling verschleckt.“ Abends als der Vater von der Arbeit nach Hause kam, wir mussten ihm im Wochenturnus die Füße waschen, berichtete ihm meine Mutter von meinem Sündenfall.

Das Holz
brannte wie
Feuer.

Der Vater sagte: „Hol den Kochlöffel ... du weißt schon welchen.“ Ich holte das mir bekannte, oft eingesetzte Werkzeug aus der Schublade, gab es ihm in die Hand, zog die Hose blank und bückte mich wie ich es viele Male vorher schon getan hatte. Das Holz brannte wie Feuer auf meinem Gesäß. Mein Vater fragte mich: „Was hast du mit dem Schilling gemacht?“ Die nackte Angst in mir brüllte: „Ich weiß es nicht.“ Es folgte der nächste Schlag, die gleiche Frage und: „Ich weiß es nicht!“ Das Schlag-Frage-Antwort-Spiel wiederholte sich konsequent ohne Unterbrechung solange bis meine Mutter unter Tränen in den Schlagarm meines Vaters fiel und rief: „Siehst du nicht, dass der Bub schon grün und blau ist.“

Heute weiß ich, dass der Vater nur die Wahrheit hören wollte.

Heute weiß ich, dass Lügen kurze Beine haben.

Heute weiß ich aber auch, dass Prügel nicht die Wahrheit ans Licht des Tages bringen.

Hütubub auf
der Alm in
Hittisau 1959



Es hat mich so tiefgreifend geprägt, dass es mein Leben und meine Arbeit als Künstler vorbestimmt hat.

Viele Jahre später hat diese Erziehungsmaßnahme in einem Kunstwerk, der Performance „Schläge“, die ich 1977 in Bludenz im Theatersaal aufführte, einen künstlerischen Wiederhall gefunden.

Ende des
Stücks nach
dem
274. Schlag

Ich saß im abgedunkelten Saal auf einem Stuhl, Rücken an Rücken zum Publikum und wurde von einem vor mir stehenden Menschen abwechselnd mit der linken und rechten Hand ins Gesicht geschlagen. Das Publikum sah auf einem auf der Bühne befindlichen TV-Monitor mein Gesicht. Nach dem 274. Schlag ungefähr 15 Minuten später wurde das Stück durch das Eingreifen einer Frau aus dem Publikum, die aufstand, zu der Person ging, die mich schlug, sie hielt und sagte: „Ich glaube, wir haben alle verstanden“, beendet. Bezeichnenderweise war es wieder eine Frau, die Einhalt gebot.

Als ich ungefähr elf war, ich weiß den Anlass meiner Verfehlung nicht mehr, und der mir wohl bekannte Satz meines Vaters „Hol den Kochlöffel, du weißt schon welchen“ fiel, ging ich in die Küche, holte unter Tränen das größte Messer, das wir hatten, hielt es meinem Vater hin mit den Worten: „Stich mich doch ab, dann hast du nie mehr ein Problem mit mir.“ Mein Vater sah mir in die Augen, drehte sich um und ging weg. Von da ab hat mich mein Vater nie mehr geschlagen ...

NACHSCHLAG

Unsere beliebte, attraktive Englischlehrerin, jedoch ohne Durchsetzungsvermögen, erteilte der Klasse eine Strafarbeit. Als einer der Rädelsführer in meiner Klasse überredete ich alle 36 Mitschüler, die Hausstrafarbeit nicht zu schreiben. Am darauffolgenden Tag wollte Frau Fischer die aufgetragene Klassenarbeit einsammeln. Wider Erwarten hatte sie tatsächlich keiner geschrieben. Frau Fischer nahm es wortlos hin und ließ sich nichts anmerken.

Am selben Nachmittag kam unser Klassenlehrer, ein sportlicher, selbstbewusster und respektierter Lehrer, zum Unterricht in die Klasse. Er forderte alle 36 Schüler auf, die in Zweierbänken in drei Reihen saßen, aufzustehen. Er ging zum Ersten und fragte: „Warum hast du die Strafarbeit nicht gemacht?“ Noch bevor die Antwort kam, gab er ihm eine schallende Ohrfeige mit dem Aufforderung: „Setzen“

Schlechtes
Gewissen

Er ohrfeigte sich von Schüler zu Schüler und arbeitete sich so durch die ganze Klasse. Der Vorletzte in der Reihe war ich. Ein schlechtes Gewissen plagte mich, weil alle wegen mir heiße Ohren ausfassten. Er knallte mir eine. Ich setzte mich. Er forderte mich auf, noch einmal aufzustehen und fragte: „FLATZ, warum hast du alle aufgewiegelt, die Strafarbeit nicht zu machen?“ Ohne meine Antwort abzuwarten, klatschte seine Hand zum zweiten Mal in mein Gesicht. „Setzen.“

Gerechtigkeit und
Genugtuung

Bei einem Klassentreffen 20 Jahre später erzählte ich meinem ehemaligen Klassenlehrer, dass er mir mit der zweiten Ohrfeige die wichtigste Lektion im Leben über Gerechtigkeit und Genugtuung gegeben hat ...

Er konnte sich an die Geschichte nicht mehr erinnern.

» Als ich ungefähr elf war, ich weiß den Anlass meiner Verfehlung nicht mehr, und der mir wohl bekannte Satz meines Vaters «Hol den Kochlöffel, du weißt schon welchen» fiel, ging ich in die Küche, holte unter Tränen das größte Messer, das wir hatten, hielt es meinem Vater hin mit den Worten: «Stich mich doch ab, dann hast du nie mehr ein Problem mit mir.» Mein Vater sah mir in die Augen, drehte sich um und ging weg. Von da ab hat mich mein Vater nie mehr geschlagen ...

«FÜR MEINE MUTTER WAR ICH IMMER EIN SUPERSTAR»



Stefan Grabher, geboren 1965 in Wien, besuchte nach dem Abbruch des Gymnasiums das Polytechnikum und absolvierte anschließend eine Lehre zum Einzelkaufmann. Seit seinem 18. Lebensjahr ist er selbstständig. 1990 gründete er mit seinen damaligen Geschäftspartnern das Unternehmen „Mary Rose“ mit dem dazu gehörenden Großhandel in Dornbirn, das er bis heute leitet. Stefan Grabher lebt mit seiner Frau Andrea Grabher-Rhomberg und seinen beiden Töchtern Antonia und Konstanze in Dornbirn.

Persönliche Migrationsge- schichte :::::

Ich bin in einer bürgerlichen Familie in einem 70er-Jahr-Umfeld zuerst in Dornbirn, dann in Schwarzach aufgewachsen. Dieser Umzug war meine persönliche Migrationsgeschichte. In Dornbirn stand ich in der Klasse im Mittelpunkt, in Schwarzach war ich eine Randfigur. Ich habe eineinhalb Jahre gebraucht, bis ich Anschluss an die Dorfbevölkerung gefunden habe. Damals waren die Dorfstrukturen gefestigt, die Häuslebauer-Ära hatte gerade erst begonnen. Die Taktfrequenz war eine andere – in dem Wohngebiet, in dem wir gelebt haben, haben die meisten ihre Häuser selbst gebaut, viele davon blieben ein Jahrzehnt lang unverputzt. Autos hat man nicht geleast und neu gekauft, sondern man hat daran herumgeschraubt und sie zehn, fünfzehn Jahre lang gefahren. Natürlich gab es ein paar, die in einem ganz anderen Wohlstand gelebt haben, aber es existierten bei Weitem nicht diese großen sozialen Unterschiede wie heute. Es war – im Rückblick gesehen – sehr harmonisch. Der eine Vater hatte einen VW-Käfer, der andere einen VW Variant, der eine war Arbeiter bei der Molkerei, der andere Prokurist in einem Textilunternehmen. Das war unter den Kindern eigentlich egal. Man hat sich mögen oder nicht – unabhängig von Statussymbolen. Es gab nichts, wovon ich dachte: Wenn du das nicht hast, gehörst du nicht dazu. Zum Beispiel war ich mit 15 das erste Mal am Meer – und damit beileibe kein Einzelfall.

Schwänzen, vorgetäuschte Krankheiten und verbockte Prüfungen :::::

Erstmals echte Probleme hatte ich mit dem Eintritt ins Gymnasium. Ich war ein extrem schlechter Schüler und hätte eigentlich in die Hauptschule gehört. Aber man war der Meinung, dass mir mit Matura die Welt offen stehe. Eine gute Idee war das nicht. In den ersten drei Jahren Gymnasium hatte ich unvorstellbar viele Fehltage. Hauptsächlich deshalb, weil ich geschwänzt habe, indem ich daheim Krankheiten vorgespielt habe. Das ist so weit gegangen, dass ich – als in der dritten Klasse eine Latein-, Englisch- und Mathe-Schularbeit angestanden ist – eine Blinddarmreizung vorgetäuscht habe. Viele Krankheiten hatte ich schon „ausgeschöpft“, der Blinddarm schien mir, nachdem ich im Lexikon recherchiert habe, passend. Ich bin dann allerdings wirklich ins Spital gekommen, wo man mir gesagt hat, dass ich nüchtern bleiben müsse, weil man mir am Morgen gleich den Blinddarm rausnehme. Ich hab' das nicht geglaubt und Schwedenbomben gegessen, die es am Kiosk zu kaufen gab. Am nächsten Tag wurde ich tatsächlich operiert. Ich habe mich während der Operation erbrochen und bin laut Aussage der Ärzte nur knapp davon gekommen. Nur im Gymnasium bin ich nicht davon gekommen. Nachdem ich dann auch noch die Nachprüfungen, um in die vierte Klasse Hauptschule wechseln zu können, verbockt habe bzw.



*Stefan Grabher mit seinem
ersten Freund und Nachbarn
in Dornbirn, Marco Hamida*

gar nicht angetreten bin, kam ich ins Poly, was für meine Mutter extrem schwierig war. Aber ich war zu diesem Zeitpunkt einfach nicht reif genug. Im Poly war ich plötzlich ein super Schüler. Meinem Selbstbewusstsein hat das extrem gut getan. Zudem hatte ich Glück und einen außergewöhnlich guten Lehrer namens Thüringer. Ich habe dann eine Lehre im Lebensmitteleinzelhandel begonnen – nach Gymnasium und Poly meine dritte wichtige Stufe. Lehrlinge wurden damals als vollwertige Arbeitskräfte behandelt. Wir haben oft weit mehr als 40 Stunden in der Woche gearbeitet und dafür 900 Schilling bekommen. Ich habe gelernt zu arbeiten, auch körperlich. Ich kann mich erinnern, dass ich immer Kartoffeln vor den Laden fahren musste und dann gerade ehemalige Kollegen aus dem Gymnasium mit dem Bus vorbei gefahren sind. Zwei Monate lang habe ich versucht, die Kartoffeln erst dann raus zu fahren, wenn der Bus weggefahren war. Das war ziemlich mühsam, bis ich mir gesagt habe: Du musst zu den Sachen stehen, die du machst, und es gibt keinen Grund, sich dafür zu schämen zu arbeiten, auch wenn diese Arbeit Kartoffelsäcke vorfahren ist. Nach einem Jahr habe ich in das Herrenmodengeschäft Garzon gewechselt. Das war der vierte große Glücksfall in meinem Leben, weil ich hier den Zugang zur Textilbranche fand. Mein letzter Lehrtag mit 18 war dann zugleich mein letzter Arbeitstag in einem Arbeitsverhältnis. Für mich stand fest: Ich will mein eigenes Ding machen.

*Ich sagte mir: : : : :
Du musst dich
nicht dafür
schämen zu
arbeiten.*



*Stefan Grabher : : : :
mit seinem
Großvater
Gottfried
Pramstaller
1975*

Alle diese Etappen möchte ich nicht missen und gerade die Erfahrung des Scheiterns hat wesentlich zu meiner Entwicklung beigetragen. Auch, dass ich nicht angepasst war an das, was die Mehrheit sagte und meinte. Ich musste nie „everbodys darling“ sein. Für meine Eltern und Großeltern, vor allem für meine Mutter, war ich trotz allem immer ein Superstar. Ich war mir der Liebe meiner Familie gewiss. Meine Mutter und ich haben zwar heftig diskutiert und auch öfters gestritten, hatten aber dennoch eine sehr innige Nähe zueinander. Meine wichtigste Bezugsperson war jedoch mein Großvater, ein sehr belesener und kluger Mann, der viel Zeit mit mir verbracht hat. Vieles davon, was ich über Geografie, Geschichte und Politik an Grundlegendem weiß, hat mir mein Opa nahegebracht. Er hat mich auch in Richtung Liberalität, Toleranz und Offenheit geprägt. Kinder brauchen solche Menschen. Bezugspersonen, die an sie glauben, die ihnen Urvertrauen, Liebe und Zuneigung schenken. Das gibt Stärke und Kraft – um auch Tiefschläge bewältigen zu können, die das Leben mit sich bringt.

*Mein Opa war : : : :
mein erster
Freund – wie
in diesem
kitschigen
STS-Lied.*

«ICH HABE DOCH NUR HALSWEH»



Monika Helfer, geboren 1947 in Au, ist in Bürserberg mit fünf Geschwistern aufgewachsen. Nach dem Tod der Mutter wurde die Familie getrennt und Monika Helfer kam als Elfjährige mit ihren beiden Schwestern zu ihrer Tante. Monika Helfer hat Romane, Kinderbücher und Erzählungen veröffentlicht, darunter „Die wilden Kinder“ (1984), „Oscar und Lilli“ (1994), „Kleine Fürstin“ (1995), „Rosie in Wien“ (2004), „Bevor ich schlafen kann“ (2010) und „Die Bar im Freien“ (2012). Die Schriftstellerin ist seit 1981 mit Michael Köhlmeier verheiratet, sie ist Mutter von mittlerweile erwachsenen Kindern und hat vier Enkel. Monika Helfer lebt in Hohenems.

Meine Tante, die weiß Gott nicht zimperlich war, schickte mich zum Arzt. „Du gefällst mir gar nicht“, sagte sie. Der Arzt wohnte in einem zweistöckigen Block. „Zieh dich aus“, sagte er. „Ich habe nur Halsweh“, sagte ich. Er nahm einen Spatel und schaute mir in den Hals. „Zieh dich aus“, sagte er. „Da, hinter dem Vorhang, kannst du dich ausziehen.“ Ich ging hinter den Vorhang und zog meinen gelben Pullover aus. Ich war gerade neun Jahre alt. Mein Leibchen ließ ich an. „Zieh dich ganz aus“, sagte der Arzt. Ich ging hinter den Vorhang und zog mein Leibchen aus, Gott sei Dank bin ich noch keine Frau, dachte ich. „Ganz ausziehen“, sagte der Arzt. „Ich habe doch nur Halsweh“, sagte ich. Ich ging hinter den Vorhang und zog meine Strumpfhose aus, hatte jetzt nur noch meine hellblaue Unterhose an. „Ganz ausziehen“, sagte der Arzt. Ich ging hinter den Vorhang und zog meine Unterhose aus. Ich war so aufgeregt, dass ich am ganzen Körper zitterte. Ich schämte mich. Ich schämte mich, ich schämte mich so sehr. „So, jetzt, hinlegen“, sagte der Arzt. Ich legte mich auf die mit frischem Flies überzogene Pritsche. Er nahm wieder den Holzspatel und schaute mir in den Hals. „Sieht schlecht aus“, sagte er. „Da muss ich mehr untersuchen.“ Er fuhr mit der Spatel über meinen mageren Körper und berührte mich da, wo ich gar nicht wusste, wie man dazu sagt. „Ich habe doch nur Halsweh“, sagte ich.

Plötzlich spürte ich eine Kraft in mir, ich stemmte mich an den Ellbogen hoch, zog fiebrig meine Kleider an und rannte aus der Ordination. Meine Tante sagte: „Und? Wo ist das Rezept?“ „Kein Rezept“, sagte ich. „Er hat mir kein Rezept gegeben.“ Es roch in der Küche so gemütlich nach ihrem fabelhaften Essen. Mit nichts alles geben, war die Devise meiner Tante. Sie war besser, als alle Fernsehköche es in ihrem Leben je sein werden. „Du hast glasige Augen.“ Sie griff mir an die Stirn. „Du hast Fieber. Mach dir dein Bett im Wohnzimmer, zieh dein Nachthemd an, die dicken Wollsocken, ich bring dir einen Wickel für den Hals.“ Ich ging in das Schlafzimmer meiner Cousine und meiner Schwestern, holte mein Bettzeug und breitete es auf das schmale Sofa im Wohnzimmer, das nie geheizt wurde, außer zu Weihnachten. Ich glättete das Leintuch, legte Kopfkissen und Decke darüber und stellte den Stuhl davor, weil ich immer aus dem Bett gefallen bin. Die Tante kam mit dem heißen Kartoffelwickel. Sie gab ihn um meinen Hals, einen zerschnittenen Nylonsack vom ADEG darüber und darüber noch ein Handtuch. „So und jetzt schlaf“, sagte sie und machte die Tür zu.

Dann, da war ich schon zwölf, sah ich ein Polizeiauto vor dem zweistöckigen Block stehen. Ich lief über die Rheinstraße und schaute zu. Ein Polizist führte den Arzt aus dem Haus und schob ihn auf den Rücksitz im Polizeiauto. Allein auf dem Gehsteig, legte ich vier Finger an den Mund und ließ einen saftigen Pfiff ab.

ÜSORS ANNELE



Toni Innauer, geboren 1958 in Bezau, maturierte am Schigymnasium Stams und studierte Philosophie/Psychologie sowie Sport im Lehramt. Bis 1970 war er Schirennläufer, ab 1971 Schispringer. 1976 holte er sich Silber bei den Olympischen Winterspielen in Innsbruck, 1980 Olympiagold in Lake Placid. Im selben Jahr beendete er seine aktive Laufbahn. Er machte sich u. a. als Schisprung-Cheftrainer und Rennsportdirektor für Schispringen und Nordische Kombination im ÖSV einen Namen. Toni Innauer ist als Referent, Autor, Journalist und Berater erfolgreich. 2012 gründete er die Firma Innauer+(f)acts OG. Mit seiner Frau Marlene hat er drei Kinder (Lisa, Jakob, Mario) und lebt in Thaur bei Innsbruck.

Anna ist unsere jüngste Schwester. Wir anderen vier haben in genauen Jahresabständen und alle im Frühling auf dem Sonderdach das Licht der Welt erblickt. Annas Geburtstag ist am 6. Juli und der Abstand zu Waltraud beträgt zwei Jahre. S'Annele ist außergewöhnlich. Seit sie reden kann, geht sie kein Risiko ein, dass ihr Ehrentag, der 6. Juli, von irgendjemandem vergessen werden könnte. Sie kündigt ihn schon Wochen vorher, täglich und „nebenbei“ bei sämtlichen sich bietenden Gelegenheiten an. Mittlerweile ist sie schon über fünfzig, aber an ihrer liebenswürdig aufdringlichen Werbekampagne in eigener Sache wird sie hoffentlich nichts ändern.

Ich erinnere mich daran, wie alles bei ihr viel länger gedauert hat, wie wir gelernt haben, viel Rücksicht auf sie zu nehmen. Unsere Mutter hat uns zu erklären versucht, was bei Anna nicht so sein wird wie bei uns, dass wir ihr helfen und sie beschützen und immer zu unserer Schwester stehen müssen. Wir Innauer-Kinder gingen nicht in den Kindergarten und kamen nur ganz selten in die große weite Welt der Metropole Bezau. Bis zum Schuleintritt eigentlich nur zum Impfen oder wenn wieder mal eines von uns gröber zu verarztet war beim Dr. Fink. So verbrachten wir sehr viel Zeit miteinander – im Sommer barfuß und im Winter mit Schi an den Füßen in der „freien Wildbahn“.

S'Annele wurde von unseren Eltern nicht versteckt, sondern im Gegenteil mitten ins betriebsame Leben gestellt. Sie wurde bald zum sonnigen Mittelpunkt der Familie und sogar zum guten Geist des kleinen Gasthauses dort an der Mittelstation. Unglaublich lang ist die Liste ihrer Freunde und Freundinnen, sie hat einen richtigen Fanclub. Aber auch die Liste der Wortkreationen, die Anna geprägt hat, ist lang und legendär. Viele Worte, wie z. B. „Luftbummel“ statt Luftballon, gehören zum familiären Wortschatz, weil sie schöner als das Original sind und richtig nach Annas Faszination klingen. Es sind uns viele wunderbare emotionale Momente in Erinnerung, wenn sie uns mit ihrer Begeisterung und Lebensfreude angesteckt und das Herz immer wieder ganz warm gemacht hat.

„Luftbummel“
und Lebens-
freude

Natürlich haben die Menschen, in deren Familien ein Down-Syndrom-Kind aufwächst, viele zusätzliche Sorgen und Mühen. Durch die täglichen Herausforderungen und Erlebnisse ergeben sich aber auch die große Chance und Notwendigkeit, sein eigenes Einfühlungsvermögen zu verfeinern und die Wertigkeiten im Leben immer wieder zu relativieren und zu ordnen.

Unbeeindruckt :::::
von unseren
sportlichen
Leistungen

Besondere Erfolge in der Außenwelt gingen auch an einer Familie wie unserer nicht spurlos vorüber. Sehr wohl aber am Annele. Sie war relativ unbeeindruckt von den sportlichen Übungen und Leistungen, die mein Bruder Sigi und ich in Skandinavien oder Amerika vollbrachten. Sofort und hellauf begeistert hat sie aber registriert, wenn einer von uns einen schönen, neuen Anorak oder eine neue Kappe trug. Das Interesse daran ist ihr bis heute geblieben und sie teilt es wie immer ganz offen und fasziniert mit.

Den Hansi Hinterseer hat sie nicht gekannt, als er noch ein erfolgreicher Skirennläufer war, aber als er seine Schlagerstar-Karriere einschlug, wurde sie über Nacht und für viele Jahre ein Riesenfan von ihm. Zu Annas Vierziger – erraten: am 6. Juli! – machte sie zwei Tage Urlaub von der Schwester Berghild und der Familie auf dem Sonderdach und eine große Reise. Anna besuchte mächtig stolz und gemeinsam mit ihrem großen Bruder Sigi und mir das Hansi-Hinterseer-Open-Air in Kitzbühel. Es gab sogar eine Privataudienz beim Hansi, der ja seinerzeit mit Sigi in den USA Profirennen gefahren war, womit Anna herzlich wenig anfangen konnte. Mit den Rennen, wohl aber mit der Audienz ...

Toni Innauer hat diesen Text im Frühjahr 2014 verfasst. Anna Innauer ist am 28. 11. 2014 verstorben.



*Toni Innauer
(Mitte) mit seinen
Geschwistern Sigi,
Berghild, Anna
und Waltraud im
Jahr 1962 (v. l.)*

SCHWIMMEN LERNEN



Nadine Kegele, geboren 1980 in Bludenz, absolvierte eine Bürolehre. Sie erwarb die Studienberechtigung im zweiten Bildungsweg und studierte Germanistik, Theaterwissenschaft und Gender Studies an der Universität Wien. Sie veröffentlichte in Literaturzeitschriften wie *Miromente* und erhielt Preise und Stipendien, z. B. den Publikumspreis beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 2013. 2014 erschien ihr erster Roman „Bei Schlechtwetter bleiben Eidechsen zu Hause“. Kürzlich erschien „Lieben muss man unfrisiert. Protokolle nach Tonband“. Nadine Kegele lebt in Wien. Sie gibt ehrenamtlich Deutschnachhilfe für die Volkshilfe und arbeitet als Basisbildungstrainerin für Geflüchtete bei der Volkshochschule. Foto: Nora Gottardi

Ich war nicht über Nacht groß. Als ich klein war, durfte ich ein Kind sein, da gab es Menschen, die sich die Verantwortung teilten, und ich spürte nicht, dass ich jemanden zu Boden drückte durch meine Anwesenheit. Als ich nicht mehr ganz klein war, durfte ich nicht mehr so viel Kind sein, denn da gab es nicht mehr so viele Menschen, die sich die Verantwortung teilten. Die Verantwortung lag nur noch auf den Schultern eines Menschen, und der ging unter dem Gewicht zu Boden, und da begann ich zu spüren, dass ich jemanden zu Boden drückte, und ich musste dorthin mit. Kindheiten haben ein Ablaufdatum. Manche bekommen mehr Zeit, manche weniger. Gründe gibt es viele, manche bestimmen es selbst, manche werden bestimmt, durch Krieg zum Beispiel oder Flucht. Die Gründe bei uns waren leiser. Armut, Alkohol, Gewalt machen nicht viel Lärm, die wollen sich nicht sehen lassen und niemand will sie sehen. Ein Kind war ich trotzdem, in mir drin, aber aus mir heraus musste das Verhalten von jemandem, die auf der Lauer liegt, da die Welt nicht gerecht ist, nicht kindgerecht, nicht für das Kind gerecht. Die Welt eines Kindes kann nur so groß sein, wie die Eltern sie sein lassen. Und wenn dem Himmel über dieser Welt die Spannkraft fehlt, weil den Armen, die ihn halten, die Kraft ausgeht, fällt er herab.

„Hattest du eine glückliche Kindheit?“

„Nein.“

„Warum?“

Vielleicht sollte die Frage anders gestellt werden, so, dass die, die nicht mit „Ja“ antworten dürfen, sich nicht rechtfertigen müssen, und die, die mit „Ja“ antworten dürfen, merken, dass noch mal alles gut gegangen ist, und gut ein großes Geschenk bedeutet.

„Hattest du eine unglückliche Kindheit?“

„Zum Glück nicht.“

Von Menschen, die unglücklich sind, geht eine Gefahr aus, das ist daran zu erkennen, dass ihre Stimmung grau ist bis schwarz. Kinder kommen bunt auf die Welt, dann nehmen sie die Farbe ihrer Umgebung an. Also trug ich zu Hause Dunkel, um weniger Angriffsfläche zu bieten, und in der Schule bin ich in ein gelbes Lachen geschlüpft wie in ein Kostüm. Das war anstrengend, das war Arbeit und Überlebenstrieb, vor allem aber war das Scham. Ich bin nicht gern in Vorarlberg aufgewachsen. Vorarlberg war für mich ein Dorf nach dem nächsten, in den Dörfern waren wir die „Zugerasten“, die „Asozialen“, die, die nicht „do her gehören“. An guten Tagen habe ich mich unter einen größeren Himmel geträumt, an schlechten aus der Welt hinaus, da hätte auch ein Steirisches Dorf nicht mehr tun können für mich.

Als Kind bleibt man verzweifelt bei jenen Menschen, die man an die Seite gestellt bekommen hat, man hat ja bloß die. Heute frage ich mich, warum die Jugendfürsorge nicht mehr für mich tun konnte. Heute klingt für mich ein Kinderdorf wie ein Rettungsring mit Dach. Damals hieß ich mich aushalten, bis ich volljährig bin. Kinder können viel aushalten, wenn sie müssen, aber unbeschädigt bleiben sie nicht. Ist man, wie ich es wurde, farbenblind, müssen Malstifte zur Hand genommen und nachgeholfen werden. Das gelingt mal mehr, mal weniger, und manchmal geht die Welt auch wieder unter, für ein unbegleitete Kind geht die Welt oft unter. Manchmal treibe ich heute auf der Straße an einer Familie vorbei, die diesen Namen auch verdient. Den Namen verdient sie, wenn sie glücklich aussieht. Diese Familie können zwei Mütter sein, zwei Väter, oder die Mutter-Vater-Kombination mit Kind, immer noch muss ich neidisch ins Wasser beißen, um den farbenfrohen Anblick ertragen zu können. Zum Glück aber immer seltener, denn ich habe schwimmen gelernt.

*Was fällt Ihnen
als Erstes ein,
wenn Sie an
Ihre Kindheit
denken?* :::::

Dass das Wertvollste, das ich besaß, ein gefundenes Buch war. Vielleicht habe ich es auch gestohlen, das weiß ich nicht mehr so genau. Ich konnte noch nicht lesen, aber ich hielt das Buch immer in der Hand, es waren Bilder darin, aber mehr interessiert hat mich das, was ich nicht entschlüsseln konnte, das Geschriebene. Es war ein Geheimnis, also habe ich mir selbst ausgedacht, was da stehen könnte. Vorgelesen ist nicht geworden bei uns.



*Woran erinnern
Sie sich gerne?* :::::

Ich erinnere mich selten gerne an meine Kindheit. Und es war schwierig und langwierig, meine Kindheit aufzuarbeiten, fertig ist man damit nie. Mittlerweile sehe ich gerne funktionierende Familien und wundere mich darüber, wie fröhlich und zugewandt Kinder sein können.



*Was hat
Ihnen Angst
gemacht?* :::::

Mir hat viel Angst gemacht, weil mir viele Angst gemacht haben. Eine Angst, über die ich hier auch sprechen kann, ist eher eine Ohnmacht, mit der einherging, dass ich dachte, ich bekomme mein Leben nie (selbst) in den Griff. Das war, als mir die Augen aufgingen, dass eine Bildungslaufbahn, die auf Matura ausgerichtet ist, nur machen kann, wer es machen darf (finanziell, als Familienentscheidung; dass auch Schulen über Kinder entscheiden dürfen, wusste ich damals noch nicht). Ich wäre gerne Deutschlehrerin geworden als Kind, und als ich gemerkt habe, das darf ich nicht, das war, als wir Ende der Volksschule in Gymnasium und Hauptschule aufgeteilt wurden, habe ich mich ohnmächtig gefühlt, obwohl ich Ohnmacht als Wort wohl noch gar nicht kannte. Das war ein Initiationschmerz und eine Angst, dass noch weitere Entscheidungen für mich gefällt werden, die mir Angst vor meiner Zukunft machen, aber es war nicht meine erste große Angst.

- Können Sie näher beschreiben, wie Ihr Familienleben gestaltet war?** ::::: Wir waren sechs Kinder, eine alleinerziehende Mutter, die keine Werkzeuge zur Bearbeitung zur Hand hatte, und lange Zeit ein Mann, der „Manns genug“ war, über Leben und Tod entscheiden zu wollen. Ich weiß, wie „Familientragödien“, wie sie in Zeitungen genannt werden, zustande kommen. Aber das, was ich heute am Traurigsten finde, ist, dass wir tatsächlich keine Familienrituale hatten, nichts Gemeinsames, wir waren jeder für sich allein.
- Wie sahen Alltag und Urlaube aus?** ::::: Alltag trostlos und machtlos, Urlaube keine. Auch wir Geschwister haben im Alltag nicht so zusammengeholfen, wie wir es gebraucht hätten. Das Wertvollste, das ich gelernt habe, ist, dass man als erwachsener Mensch eine gewisse Entscheidungsfreiheit hat, jedenfalls aber Möglichkeiten, als Kind ist man zu hundert Prozent abhängig.
- Wer waren Ihre wichtigsten Bezugspersonen?** ::::: Mein Tagebuch. Ich muss es als Person gelten lassen, weil ich ihm alles erzählt habe, jedenfalls bis es entdeckt wurde. Dann habe ich eine Geheimschrift entwickelt, ich kann sie noch heute entschlüsseln, es war eine sehr einfache Geheimschrift.
- Gibt es ein Kindheitserlebnis, das Ihnen besonders in Erinnerung ist?** ::::: Ohne lange zu überlegen, fallen mir leider nur unschöne Episoden ein. Und die habe ich in literarischen Figuren bereits in meinen Büchern verarbeitet. Das war, wie mich frei schreiben. Meine Kindheit wird nur mit ganz engen FreundInnen besprochen. Manchmal, wenn ich es nicht aushalte, dass alle an einem Tisch „es besser hatten“, zertrümmere ich die Stimmung mit ein paar Episoden, das ist dann natürlich das Kind in mir, das nach Gerechtigkeit sucht, aber auf diese Art nie finden wird.
- Was würden Sie sich heute für Kinder wünschen, was müsste verändert werden?** ::::: Alle Kinder müssen dieselben Chancen haben, alles werden und lernen dürfen. Doch mit Parteien, die das jetzige Bildungssystem fair finden und propagieren, dass ins Gymnasium die „guten Schüler“ kommen und an die Universitäten dann „die fleißigen“, ist keine Chancengleichheit zu erreichen. Es braucht Ansprechpersonen in allen Schulen, die Kindern klar machen, dass sie – z. B. bei Problemen mit den Eltern – zu ihnen kommen können. Ich hätte gar nicht gewusst, wohin ich gehen kann, VertrauenslehrerInnen, geschweige denn PsychologInnen gab es keine in meinen Schulen. Meine Schwester, sie ist zehn Jahre jünger, ist direkt aufs Bezirksamt gegangen, um weggeholt zu werden. Das wäre mir nie eingefallen, schon allein wegen der Scham. Falls ich Kinder bekommen werde, möchte ich alles so machen, wie ich weiß, dass ich und meine Geschwister es gebraucht hätten. Das Wichtige ist nämlich nicht viel Geld, genug Geld reicht aus, das Wichtige ist Nestwärme und Vertrauen. Aber wenn man eine unglückliche Kindheit hatte, tut man sich schwer, positive Bilder zu generieren, das muss man immer wieder üben. Ich übe noch.